

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Band: 28 (2015)
Heft: 11

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



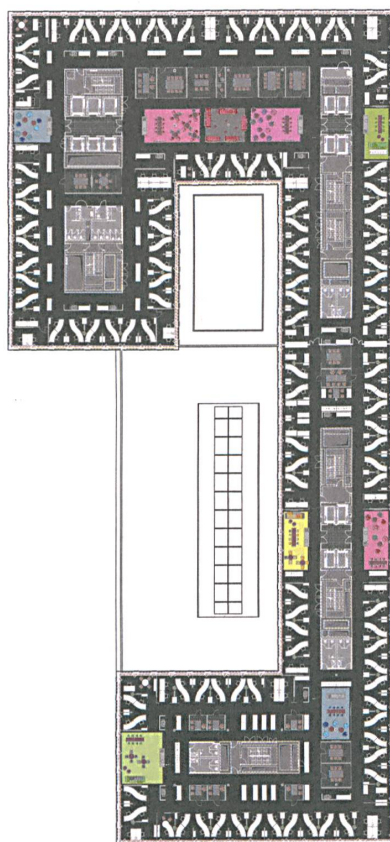
Ohne Schrauben und Decken- oder Bodenschoner: Die Stellwände im Bürohaus Skykey werden einfach in die schwarzen Schienen geschoben.

Einstecken und arbeiten

Skykey ist ein Bürohaus der Superlative: 2500 Arbeitsplätze der Zürich-Versicherung finden auf 40 000 Quadratmetern und 18 Geschossen Platz. Das Haupthaus, das über acht Geschosse eine Klammer um einen von der Strasse abgetrennten Hof bildet, und der 63 Meter hohe Turm, der am Vorplatz daraus herauswächst, sind eine kleine, feine Welt für sich: Im und um das zentrale Atrium gruppieren sich gemeinschaftlich genutzte Räume wie Kantine, Restaurant, Kiosk, Bar, Bibliothek und Auditorium. Im 8. Obergeschoss des Turms liegt eine Cafeteria, im 17. eine Sky-Lounge mit weitem Blick über Zürichs nördliches Entwicklungsgebiet Leutschenbach.

Skykey ist als erstes Hochhaus der Schweiz LEED-Platin-zertifiziert: Regenwasser spült die WCs, LEDs beleuchten die Räume, Absorber wandeln Fernwärme in Kälte um, die im Sommer über die ausgeklügelte Decke kühlt. Veloparkplätze und Duschen stehen für die Mitarbeitenden parat, die mit dem Fahrrad kommen. Nachhaltig ist der Bau aber nicht nur aufgrund der verwendeten Materialien oder des minimierten Energieverbrauchs, sondern auch, weil die Büroflächen einfach und günstig angepasst werden können. Theo Hotz Partner haben zusammen mit der Zürich-Versicherung ein Stellwandsystem entwickelt, mit dem der Hausdienst die Arbeitszonen mehr oder weniger über Nacht selbst umstellen kann.

Das System ist auf das Arbeitsplatzkonzept der Versicherung abgestimmt, das zwischen informellen, wohnlichen Bereichen, akustisch getrennten Sitzungszimmern und klassischen Bürotischzonen unterscheidet. Mit nur zwei Modulen können geschlossene Sitzungszimmer, Besprechungsecken oder einfach Raumtrenner gebaut werden: Stellwände aus transparenten, raumhohen Glaselementen und Akustikwände, die mit perforiertem Metall verkleidet sind. Beide werden nur gesteckt, das System ist schraubenlos. Der Unterschied zu anderen Lösungen: Es braucht keinen Deckenschutz. Die Schienen für die Wände werden mit dünnen Schwertern in Spezialprofile gefahren, die in der Decke eingelassen sind. Am Boden werden die Stellwände direkt in Schienen gefahren, die nur auf den teppichbelegten Doppelboden gestellt sind. Roderick Hönig, Fotos: Radek Brunecky



0 10 20m

Das Bürolayout unterscheidet Arbeitsplätze entlang der Fassaden, geschlossene Sitzungszimmer im Mittelbereich und offene Living-Zonen, die farbigen Bereiche.

Skykey, 2014

Hagenholzstrasse 60 / 60a, Zürich
 Bauherrschaft und Investor: Swiss Prime Site, Olten
 Bauherrschaft und Mieter: Zürich Versicherungs-Gesellschaft, Zürich
 Totalunternehmer und Entwickler: Steiner, Zürich
 Architektur: Theo Hotz Partner, Zürich
 Ausführung Stellwandsystem: Lindner, Effretikon
 Auftragsart: Direktauftrag nach Studien
 Anlagekosten (BKP 1-9): Fr. 275 Mio.



Skykey an der Hagenholzstrasse in Zürich ist eine Bürostadt im Haus: 2500 Arbeitsplätze finden auf 40 000 Quadratmetern Platz.



Ursprünglich mit Halbleinen bespannt: die alte «Lido-Liege».



1930 für das Schwimmbad von Locarno entworfen, nun erneuert: «Lido-Liege» mit Halbleinen. Den Vintage-Effekt erreichen die Weber, indem sie gekämmte Baumwolle verarbeiten.



Mit Lupe und Nadel wurde der Stoff analysiert und schliesslich rekonstruiert – im ursprünglichen Ziegelrot.

Neu wie alt

Eine kleine Geschichte, die zeigt, dass sich Vereinsarbeit eben doch lohnt: Der Designer Markus Dobrew leitet seit letztem Jahr die Handweberei des Heimatwerks Zürcher Oberland. Bei einer Veranstaltung des Schweizerischen Werkbunds traf er Bruno Maurer von Wohnbedarf Basel. Die beiden kamen auf die «Lido-Liege» zu sprechen. 1930 entworfen für das Schwimmbad von Locarno gehört der Freischwinger zu den Klassikern unter den Liegen. Lange Zeit war das Möbel nur noch mit einer Liegefläche in Acryl erhältlich – ein steifer Stoff, den niemand gerne anfasst, geschweige denn sich darauf legt. Oft fragten die Kunden nach dem originalen Stoff, in Halbleinen gewoben, 45 Zentimeter breit, mit beidseitiger Webkante, ohne Saum. «Es müsste doch möglich sein, diesen in seiner ursprünglichen Form in der Schweiz herzustellen», sagte sich Maurer.

Doch vergeblich. Einen lokalen Produzenten zu finden, schien unmöglich. Das Hauptproblem: die Webkante. Die Fabrikationsmöglichkeiten dafür schienen in der Schweiz verschwunden – bis auf den Abend, an dem er Markus Dobrew traf, der die Herausforderung annahm. Ein halbes Jahr lang entwickelte die Handweberei den Stoff von 1930 neu: «Wir hatten ein Originaltextil, das wir aber nicht zerschneiden durften», sagt Dobrew. So rekonstruierte man mit einer Lupe und zählte die Fäden. Eine Kette aus doppelt geführten Baumwollzwirngarnen macht den Stoff dicht und damit besonders strapazierfähig. In Querrichtung wird ein vierfach gezwirntes Leinengarn eingeschossen, was den Stoff wiederum geschmeidig macht. Als Nächstes färbten die Mitarbeiter der Handweberei Garne mit einer eigens dafür geschaffenen, lichtechten Küpenfärbung. Da es nicht realistisch war, die nötigen 400 Meter jährlich von Hand zu weben, wird nun auf einer Maschine gewebt, die in den letzten vierzig Jahren im Keller des Museums Neuthal eingemottet war.

Wer auf der neuen Liege ruht, versinkt wieder in Halbleinen. Darauf lässt es sich bequem schlummern. Und auch optisch erinnert das Rot an die Originalstoffe aus den Dreissigerjahren: Durch gekämmte Baumwolle erzielen die Handweber einen verwaschenen Effekt, statt in synthetischem Feuerwehrot in einem tiefen Ziegelrot, wie es auch das Bauhaus kannte. Lilia Glanzmann

Stoffentwicklung «Lido-Liege», 2015

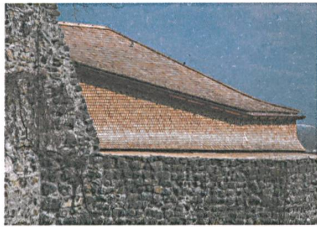
Auftraggeber: Wohnbedarf, Basel

Projektleiter: Markus Dobrew

Entwicklung: Handweberei, Heimatwerk Zürcher Oberland

Produktion: Webmaschinen-Sammlung Neuthal

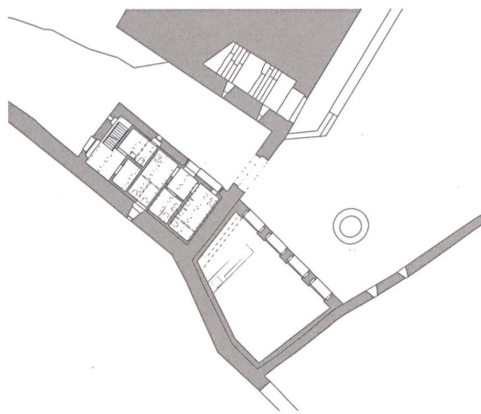
Material: Halbleinen



An seiner Rückseite schaut der Neubau über die Schlossmauer.



Ein feiner Innenraum, der zeigt, woraus das Haus gemacht ist.



Oben der Schlosseingang, unten der Neubau, links davon der umgebaute Rosstall.

0 5 10 m



Klein aber stattlich: der neue Eingangs- und Cafépavillon des Schlosses Werdenberg.

Schlosshütte

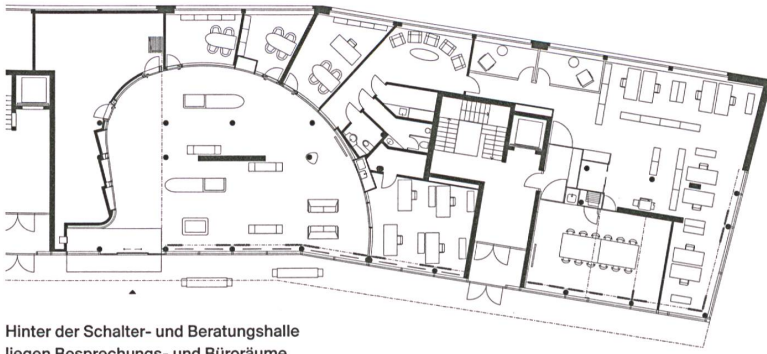
Wie eine Fata Morgana liegt Werdenberg im Siedlungsbrei des Rheintals. Seit 800 Jahren blickt das mächtige Schloss von seinem Berg, auf dem Bergfried ein Zwiebdach, zu Füssen ein malerischer See und ein mittelalterliches Holzbaustädtchen, das in Europa seinesgleichen sucht. Ein Museum bespielt eines der Holzhäuser und das Schloss. Die Ausstellung in den dicken Gemäuern evoziert mit mechanischen Installationen und Hörspielen das Leben der wechselnden Grafen, Vögte und späten bürgerlichen Besitzer. Museumsleiter Thomas Gnägi möchte in Zukunft auch Ausstellungen mit aktuellen Bezügen einrichten.

Nun haben die lokalen Architekten BBK das Schloss saniert. Mit Statiker und Denkmalpfleger, Ausstellungsteam und Lichtplaner sicherten sie sämtliche Decken, legten den Raum einer zwei Geschosse hohen Küche frei und richteten die Ausstellung ein. Im ehemaligen Pferdestall an der Schlossmauer bauten sie WC-, Personal- und Technikräume ein. Die auffälligste Neuerung ist ein Häuschen, das sich neben dem kleinen Stall an die Mauer schmiegt. Gefragt war ein Raum, der sowohl Museumsempfang ist als auch Café und Veranstaltungssaal, um mehr Leute auf den Schlossberg zu locken. Die Denkmalpflege richtete mahnend ein Auge auf den Neubau, denn sein Dach ist Teil der Schlosssilhouette. Viele Varianten wurden verworfen, auch diejenige eines hohen Giebels, der aus der Mauer herauswächst, wie es ein alter Stich an dieser Stelle zeigt. Zu dominant!

Der Pavillon empfängt den Besucher, der die Schlosstreppe bewältigt hat, freundlich, aber selbstbewusst. An zwei Seiten begrenzt ihn die Mauer, ansonsten ist der Pavillon von oben bis unten mit Lärchenschindeln überzogen. Beim Walmdach meistert eine Art Mansarde mit prägnantem Schwung den Übergang von der Traufe zur Mauerkrone. Vier grosse Fenstertüren öffnen den Innenraum auf den Kies des Schlossplatzes. Im Innern zeigt das kleine Haus, wie es gefügt ist: Als Hommage an den fantastischen Barock-Dachstuhl des Schlosses stemmen Strickwände aus Fichtenbohlen handwerklich gefügte Balken in die Höhe. Dort, wo ein Knick in der Mauer die Symmetrie stört, werden die Sparren des neuen Dachs kontinuierlich kürzer und steiler. Auf Pfettenhöhe ziehen minimalistische Leuchten grosse Kreise in den Raum, am Boden antworten in den Terrazzo eingelegte Rheinkiesel. Deren konzentrisches Muster findet man im Eingang des Schlosses wieder, Hunderte von Jahren alt. Axel Simon, Fotos: Daniel Ammann, Tobias Siebrecht

Museum Schloss Werdenberg, 2015

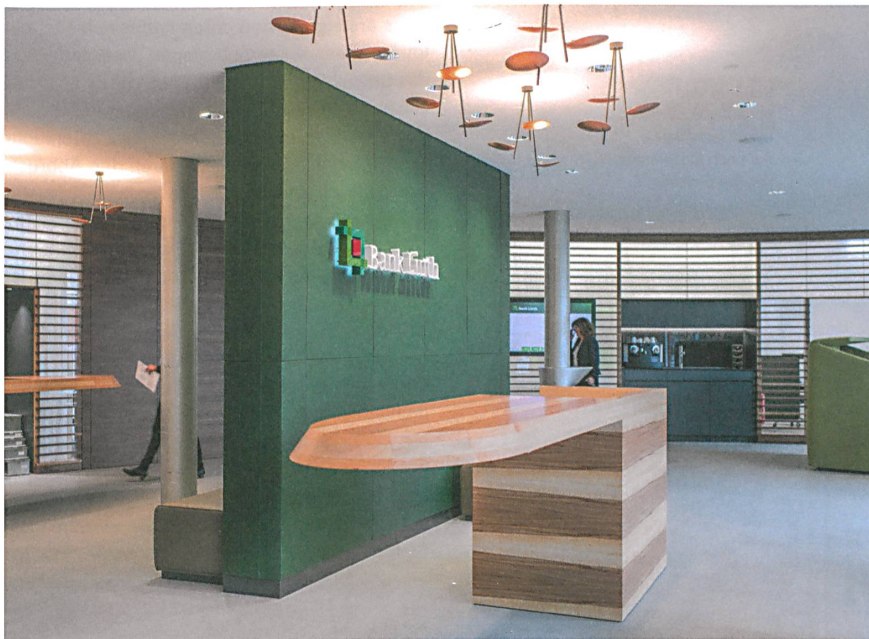
Schlossweg, Werdenberg SG
 Bauherrschaft: Kanton St. Gallen, Baudepartement
 Architektur: BBK Architekten, Balzers und Azmoos
 Bauleitung: Elmar Wohlwend
 Holzbauingenieur: Rolf Bachofner
 Auftragsart: Direktauftrag
 Gesamtkosten (BKP 1-9, Sanierung, Neubau): Fr. 4,7 Mio.



Hinter der Schalter- und Beratungshalle liegen Besprechungs- und Büroräume.



Die drei Bankomaten bleiben in der Nacht zugänglich: Eine verschiebbare Glasfront trennt dann den Bereich vom Empfang.



Die Bank Linth in Sargans empfängt die Kunden an einer auskragenden Theke aus gemasertem Birnenholz.



Ein feiner Holzraster nimmt das Thema Transparenz auf.

Die Bank als Lobby

Auch wer kein Kunde ist, wird in der Halle der Bank Linth in Sargans empfangen. Links reihen sich drei Bankomaten. Sie sind in eine Funktionswand integriert, die in grossem Bogen den Raum begrenzt. Mittendrin steht eine Theke aus gemasertem Birnenholz, dahinter eine Mitarbeiterin. Sie wartet vor einer mit dunkelgrünem Leder verkleideten Wand. Dahinter wiederholt sich die Theke – inklusive der betreuenden Dame. Der Raum macht auf einen Blick klar, was Banken heute bewegt: Bankgeschäfte erledigen wir online oder am Automaten. Wer trotzdem eine Filiale betritt, sucht Beratung. Doch die findet nicht nur im Besprechungszimmer statt. Auch am Bildschirm, der in einen Tisch eingelassen ist, auf der lederbezogenen Bank oder im «Strandkorb», zwei gegenübergestellten Sofas, die etwas Privatsphäre bieten. Der einzig wirklich geschlossene Raum ist das mit Nussbaum verkleidete Tresorfach. Die Türe zum Direktorenbüro steht dagegen offen, wenn der Direktor anwesend ist. Die Kaffeetheke, ebenfalls in die Funktionswand integriert, ist für Kunden und Mitarbeitende da.

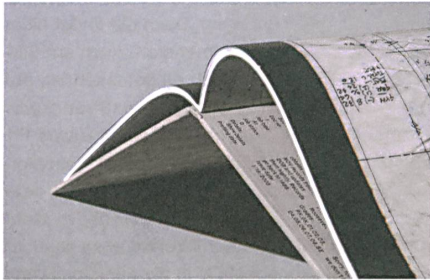
Marianne Daepf erarbeitete das räumliche Konzept – in enger Abstimmung mit der Bank, die sich strategisch neu ausrichten wollte. Der Perimeter war gegeben, ebenso der Säulenraster und die beiden, mitten in den Raum gestellten Wände, die der Erdbebensicherheit dienen. Die Materialisierung trifft in etwa das, was einer regional verankerten Bank gut ansteht: Der Boden ist aus Schmeriker Sandstein, die Einbauten sind aus Nussbaum. Horgenglarus produzierte die Stühle, in den Büros hängen Leuchten von Schättli. Einzig die dekorativen Leuchten von Castellani & Smith bringen so etwas wie den bankentypischen Glanz in den Raum.

Banken werben gerne damit, dass sie «einfach», «zugänglich», «menschlich» seien. Das will auch die Bank Linth vermitteln. Statt auf eine tote Schalterhalle setzt sie auf das Prinzip einer Hotlobby, in der die Kunden direkt angesprochen werden. Das funktioniert allerdings nur, wenn Raumangebot und Serviceleistung aufeinander abgestimmt sind. Ein Augenschein lässt hoffen. Vor allem zu Beginn waren die Mitarbeitenden gefordert, hört man. Auch deshalb, weil Neugierige und Kunden das Angebot erstmals testen wollten. Doch mit der Zeit wissen die Kunden auch, wie sie ohne Empfang direkt zum Automaten gelangen. Meret Ernst, Fotos: Heidi Arens

Schalterhalle Bank Linth, Sargans
 Bahnhofstrasse 2a, Sargans SG
 Bauherrschaft: Bank Linth LLB, Uznach
 Innenarchitektur: Marianne Daepf, Uster
 Mitarbeit: Timm Förderer architecture; Puur interieurarchitekten, Antwerpen (Konzept)
 Auftragsart: Wettbewerb auf Einladung
 Kosten (gemäss Kostenvoranschlag): Fr. 2,78 Mio.



Bilderbuch einer bitteren Geschichte.



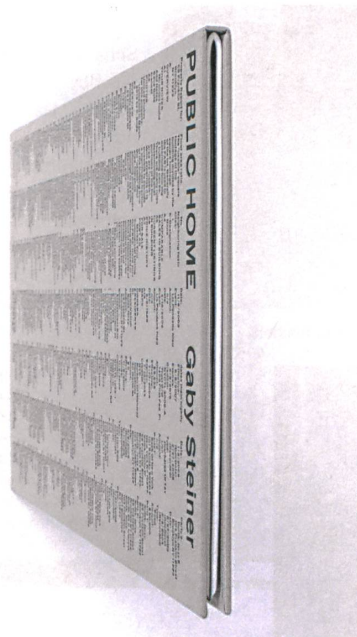
Dicke Deckel schützen dünnes Papier.



Jerzy Suleks vermasste Skizzen.



Seitdem sein Haus abgerissen worden ist, trennt Jerzy Sulek nur noch Maschendraht von der Strasse.



Sind die Buchdeckel geschlossen, formen die Seitenkanten unten auf dem Foto eine Spitze.

Architekt ohne Haus

Jerzy Sulek macht Klimmzüge. Er wäscht einen alten Pullover. Er legt Essbares auf einen Teller und setzt sich mit der Mahlzeit auf die Trottoirkante. Er räumt Dinge herum. Er trainiert in der Kälte mit Hanteln und geht zweimal die Woche zum Schwimmen und Duschen ins Hallenbad. Und immer wieder zeichnet Sulek. Schöne, feingliedrige, vermasste Skizzen. Pläne eines Hauses. Sulek ist Architekt. In New York. Er wohnt dort auf seinem eigenen Grundstück. Aber ohne Haus. Architekt Sulek ist ein obdachloser Grundbesitzer.

Auf einem Streifzug traf die in New York lebende Schweizer Fotokünstlerin Gaby Steiner auf den merkwürdigen Mann im Quartier Green Point, Brooklyn. Sie gewann sein Vertrauen und begann, sein Leben zu dokumentieren. Nun hat sie einen Fotoband dazu herausgegeben, den Christian Lange schön und handwerklich sorgfältig gestaltet hat. Es ist ein Fotoalbum auf dünnem Papier, das zwei dicke Deckel umschliessen, als wollten sie Jerzy Sulek und seine Geschichte beschützen.

Diese Geschichte erzählt Gaby Steiner in wenigen Worten: Dass der Pole als junger Architekt nach New York kam, später ein verlotterndes Haus ersteigerte und daran herumwerkelt, bis immer mehr Klagen eingingen, weil das Haus das Strassenbild störe, und die Stadt es schliesslich abreißen liess. Rückblickend erscheinen die Vorgänge fragwürdig, doch genauer untersucht hat sie niemand. Sulek fiel durch den Abbruch aus seinem Leben. Offiziell gibt es ihn nicht mehr: Die Stadt führt die Parzelle als «vacant land». Inzwischen ist sie viel wert. Denn Green Point, früher Ankunftsquartier polnischer Einwanderer, ist nun per Fähre mit Downtown verbunden.

Doch Eigentümer Sulek kann nicht weggenetrifiziert werden. Er lebt irgendwo zwischen Wille und Wahn, trotz den Veränderungen und passt damit immer weniger in sein Zuhause. Er ist mitten in der Stadt auf dem eigenen Boden übrig geblieben. Schutzlos einsehbar für alle und doch sozial isoliert. Das behutsame Buch weist auch auf einen urbanen Abgrund hin – zwischen der Sichtbarkeit persönlicher Lebensstile und der Einsamkeit. Rahel Marti, Fotos: Guillaume Musset

Public Home

Brooklyn 2009–2014

Herausgeberin: Gaby Steiner

Gestaltung: Christian Lange, Greiz (D)

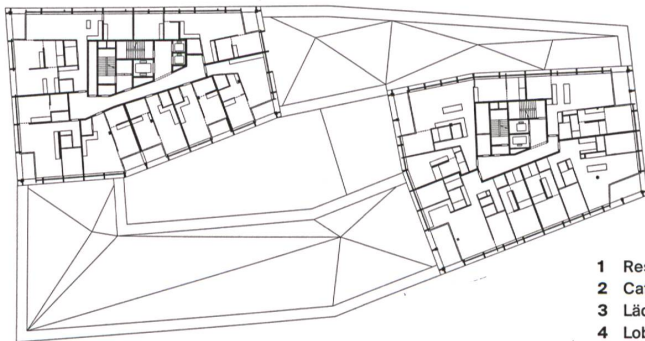
Format: 24×30,6 cm, 104 Seiten, 134 farbige Abbildungen, Rückendrahtheftung, Hardcover, gebunden

Verlag: Kerber, 2015

Preis: Fr. 35.90



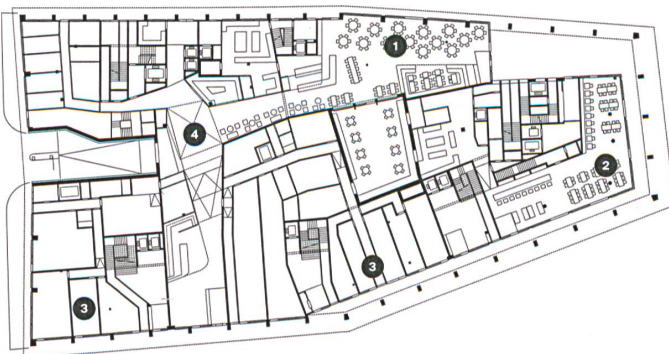
Die Überbauung an der Europaallee changiert zwischen gläsernem Stadthaus und trotziger Metallburg.



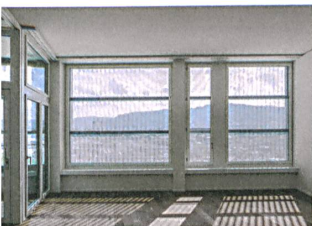
8.-11. Obergeschoss

- 1 Restaurant
- 2 Cafe
- 3 Läden
- 4 Lobby Altersresidenz

0 10 20 m



Erdgeschoss



Innen wirken die geschlossenen Aluelemente wie Vorhänge.



Zum Gustav-Gull-Platz öffnet sich die Arkade zweigeschossig.

Hightech-Hülle

Die Europaallee verdichtet Zürich mit einem neuen städtebaulichen Typus: Zwei Türme wachsen aus einem dicken Sockel, so auch auf dem Baufeld G. Die beiden Architekturbüros Graber Pulver und Masswerk packen das Haus in ein eloxiertes Aluminiumkleid, das sie mit der Präzision eines Uhrmachers planten. Auf den ersten Blick wirkt die Fassade unscheinbar, doch die Hightech-Hülle hat es in sich. Sie misst neunzig Zentimeter in der Tiefe und ist separat entwässert. Wie bei vielen Geschäftshäusern in der Stadt gibt ein Raster die Ordnung vor und verbindet Wohn-, Loggia- und Büromasse. Dahinter verschliessen Alubleche statt der verhassten Rafflamellen die Fenster und verwandeln das gläserne Stadthaus in eine trutzige Metallburg. Im Bürosockel fahren die Elemente von unten nach oben, um Licht in die Tiefe zu holen; in den Wohnungen senken sie sich wie eine Store von oben herab.

Die Bleche sind leicht gewellt und fein perforiert. Hinaus blickt man wie durch einen Vorhang, von aussen erinnern sie an Wellblech, komplett geschlossen. Gesellschaftlich funktionieren die Elemente wie die getönten Scheiben einer Luxus-Limousine: Sie schotten ab, lassen Aussicht, aber keine Einsicht zu. Im Sockel faltet sich das Alukleid versöhnlich nach aussen zu einem Vordach, das rund ums Gebäude läuft. Helle Profile, scharfkantig extrudiert, gliedern die Schaufenster. Die Sorgfalt, mit der das Haus am Boden steht, ist bemerkenswert. Sie erinnert an Zeiten, als Fassaden nicht schon im Massstab eins zu hundert fertig entworfen waren.

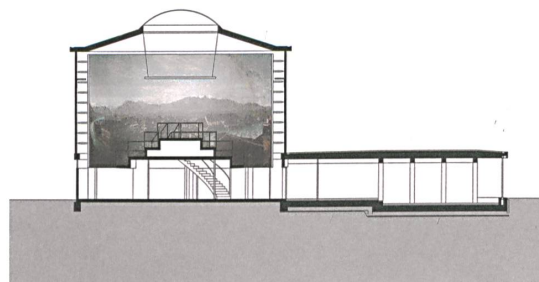
Über den Boutiquen und Cafés im Erdgeschoss arbeiten die Googlers in den Büros. Ein Flur führt entlang einer Bar vom Eingang in die Tiefe des Sockels, wo die überhohe Rezeption einer Altersresidenz im hinteren Turm liegt. Deren Preise sind atemberaubend: Bis zu 17 000 Franken pro Monat berappen die Senioren inklusive Service. Kein Wunder, harzt die Vermietung. Die Eigentumswohnungen im anderen Turm haben die SBB alle verkauft oder präziser: versteigert. Ein Schweizer Novum, das zu Recht für Kritik sorgte. Die Wohnungen sind – gelinde gesagt – grosszügig geschnitten. Im obersten Stock ist der uferlose Überfluss geradezu grotesk. Zwei Wohnungen verschlingen je 300 Quadratmeter und 3,3 Meter Raumhöhe. Verdichtung ginge anders. Ein separater Lift hievt die Herrschaften auf die private Dachterrasse, wo man über den See bis in die Alpen blickt und sich buchstäblich abgehoben vom Rest der Stadt fühlt. **Andres Herzog, Fotos: Georg Aerni**

Wohn- und Bürohaus Baufeld G, 2015

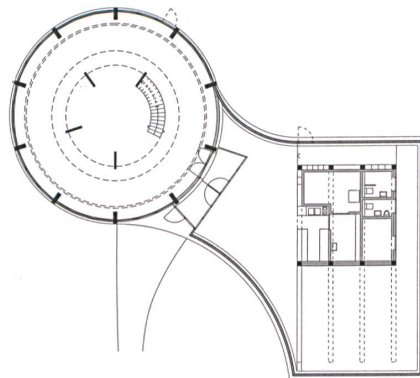
Europaallee, Zürich
 Bauherrschaft: SBB Immobilien, Zürich
 Architektur: Arge Graber Pulver Architekten, Zürich / Bern, und Masswerk Architekten, Zürich / Kriens
 Totalunternehmer: HRS Real Estate, Zürich
 Tragwerksplanung: Walt + Galmarini, Zürich
 Fassadenplanung: Mebatech, Baden; Atelier P3, Zürich
 Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 145 Mio.



Mit dem neuen Anbau öffnet sich der Ausstellungsraum des Thun-Panoramas zum Park am See.



Im Altbau links gehts nach oben, der neue Raum ist leicht abgesenkt.



Aus dem Runden wächst das Eckige.



Das Thun-Panorama von 1854 ist seit 1961 im Thuner Schadaupark zu bestaunen.



Ein Raum für viele Zwecke.

Einladende Geste

Wie ein offener Arm reckt sich der Pavillon in den Thuner Schadaupark. Über eine konkave Krümmung fließt die Glaswand des gut fünfzigjährigen Rundbaus in den rechteckigen Grundriss und löst sich in der Landschaft beinahe auf. Damit findet der eingeschossige Anbau vollauf seinen Sinn: Mehrzweckraum, Café und Museumsshop sind einsehbar und wecken die Neugier, den geschlossenen Ausstellungsraum zu betreten, um das Thun-Panorama zu sehen.

Der extrovertierte, beheizte Anbau ist die Antithese zum introvertierten Bau von 1961. Aus einer Betonrippe wächst das schwebende Dach, getragen von acht inneren Stützen. Die Untertügel sind sichtbar. Der leicht abgesenkte Boden des neuen Eingangsgebäudes verstärkt das Gefühl des Hinaufschreitens hin zum Aussichtspodest mit dem Bild.

Die Zuschauerrampe mit den feinen Treppenaufgängen, den schwarzen Brüstungsgittern und den anmutigen Handläufen ist ein architektonisches Bijou. Dank neuen Stützen ist es erdbebensicher. Die altersschwache Acryl-Kuppel liess sich glücklicherweise nachgiessen. Ein Baldachin beschattet nun die Zuschauer. Diese Lichtführung lässt das nur leicht aufgefrischte Gemälde kräftiger leuchten.

Dass Karl Keller 1961 den siloartigen Backsteinbau provokant in Sichtdistanz zur märchenhaften Villa von 1854 in den Schadaupark stellen konnte, ist dem damals wiederentdeckten Panorama des Basler Malers Marquard Wocher zu verdanken. Das älteste noch bestehende Rundgemälde der Welt zeigt die Kleinstadt Thun vor dem Hintergrund von Blüemlisalp und Jungfrau und bietet Einblicke in Wohnstuben und Gassen. Es ist überraschend gut erhalten, denn der kellersche Bau ist unbeheizt, nur schwach belichtet, und der Backstein gleicht die Feuchte aus.

Der Anbau präsentiert sich sanft und doch in einer eigenständigen Architektursprache. Gekonnt ergänzt er die unterschiedlichen Stile im Park. Peter Boller, Fotos: Dominique Marc Wehrli

Thun-Panorama, 2014

Schadaupark, Thun BE
 Bauherrschaft: Amt für Stadtliegenschaften Thun
 Architektur: Niklaus Graber & Christoph Steiger
 Architekten, Luzern (Bestand: Karl Keller, Thun, 1961)
 Mitarbeit: Urs Schmid (Projektleitung), Karin Ohashi
 Bauleitung: Gassner & Leuenberger, Thun
 Bauingenieure: Dr. Schwartz Consulting, Zug
 Auftragsart: anonymer Studienauftrag
 auf Einladung, 2009
 Gesamtkosten (BKP 1–9): Fr. 3,32 Mio.
 Baukosten (BKP 2/m³ SIA 416): Fr. 886.–



Wolle war einst ein wertvoller Rohstoff. Sie ist von Kunstfasern abgelöst worden. Die Schafe müssen trotzdem geschert werden, und die überflüssige Wolle wird verbrannt.



Näherinnen im Tessin und neu auch in der Deutschschweiz stellen die Jacken von Rotauf her.



Rotauf wirbt mit Fotos der Kundinnen und Kunden – hier von einer Himalaja-Reise.

Wolle retten wollen

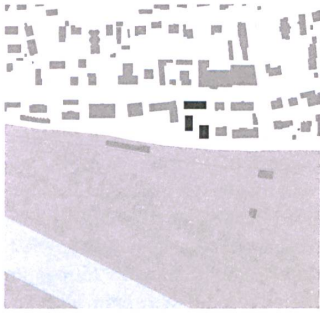
Die 400 000 Schafe, die heute in der Schweiz leben, liefern jährlich 850 Tonnen Wolle. Gut ein Drittel davon verarbeiten Spezialisten zu Dämmstoffen und füllen Duvets damit. Einen weiteren Teil verwerten regionale Kunsthandwerker. Doch noch immer landen jedes Jahr 150 Tonnen im Feuer, da der tiefe Preis pro Kilogramm nicht lohenswert scheint, den Rohstoff zur Sammelstelle zu bringen. Bekamen die Bauern vor fünfzig Jahren noch 36 Franken, sind es heute gerade mal einen Franken fünfzig pro Kilogramm.

Die verbrannte Wolle der Schweizer Schafe hat sich zum Design-Dauerbrenner entwickelt: Nach Teppichen und Decken folgt nun eine mit Wolle gefütterte Jacke. Remo Frei und Curdegn Bandli des Churer Büros Flink etablieren seit vier Jahren ihre Marke Rotauf im hart umkämpften Outdoor-Markt und produzieren lokal verarbeitete Funktionskleider. Letztes Jahr ergänzten sie das Sortiment mit einer Ultraleicht-Jacke, und nun folgt die «Insulation»-Kollektion, leichte Jacken und Westen, mit einem Fleece aus Bündner Wolle, die das Rotauf-Team vergangenes Frühjahr gesammelt hat. Wolle eignet sich für Sportbekleidung, da sie funktionale Eigenschaften von Natur aus mitbringt: Sie hat einen hohen Isolationswert bei geringem Gewicht, kann Feuchtigkeit aufnehmen, ohne sich nass oder kalt anzufühlen, und verfügt über geruchshemmende Eigenschaften. «Insulation» gibt es als Jacke oder Weste, jeweils in einer Damen- und Herrenversion, mit Kragen oder Kapuze. «Weil die Wolle gereinigt, aufgebauscht und mit Maisstärke behandelt wird, kann die Jacke in der Maschine gewaschen werden», sagt die Textilspezialistin Ursina Allemann, die bei Flink für die Mode zuständig ist. Schön auch der matte, blaugraue Stoff, der mit dunklen Borten und weissen Reissverschlüssen kombiniert wird und so an eine Sportjacke aus den Siebzigerjahren erinnert.

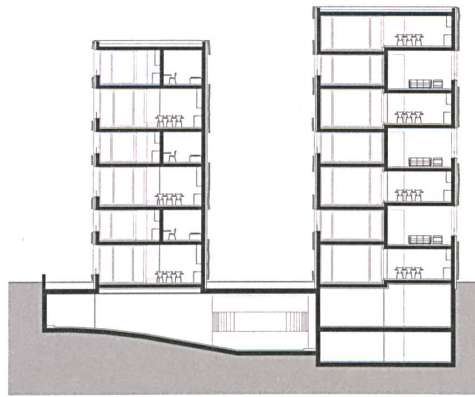
Genäht wird nach wie vor im Tessin: «Wir wollen in der Schweiz textile Arbeitsplätze erhalten und schaffen sowie eine Alternative zu Kleidern aus Billiglohnländern bieten», sagt Remo Frei. Die aktuelle Rotauf-Kollektion wird von der Firma Leblon produziert. In Blütezeiten beschäftigte das Unternehmen bis zu fünfzig Mitarbeiterinnen, vorwiegend dank Grossaufträgen der Schweizer Armee. Heute fertigt Leblon meist nur noch aufwendige Kleinserien – unter anderem die Rotauf-Kollektion. Diese wird den Tessiner Betrieb diesen Winter erstmals wieder auslasten, sodass ein Teil der «Insulation»-Kollektion bei einem weiteren Hersteller in der Deutschschweiz genäht wird. Lilia Glanzmann

Kollektion Rotauf «Insulation», 2015

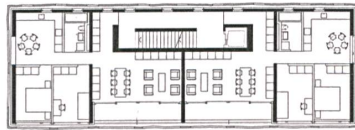
Design: Flink, Chur
 Produktion: Leblon, Mendrisio
 Oberstoff: 79% Nylon, 21% Polyester, PFC-frei imprägniert
 Futter: Wolle
 Preis: ab Fr. 230.–
 Vertrieb: www.rotauf.ch



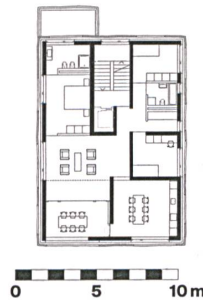
Die Überbauung liegt am Stadtrand von Locarno neben der Deltaebene.



Querschnitt



4. Obergeschoss



0 5 10 m



Die Ziegelhaut und die Kompaktfassade darunter stimmen absichtlich nicht genau überein.



Die Höhe der Räume variiert zwischen 2,3 und 2,9 Metern.



Zur Strasse gibt sich die Backsteinhaut der Wohnüberbauung in Locarno verschlossen.

Backstein in virtuellem Übermut

Der Stadtrand von Locarno an der Grenze zu Ascona ist geprägt von alten Villen und Bürohäusern aus den Sechzigerjahren. Dazwischen stehen Wohnsilos. Eine neue Siedlung fällt auf, nicht nur wegen ihrer Fassade aus wallendem Backstein. Gebaut hat sie der Architekt Francesco Buzzi. Das vordere Haus trotz der Strasse mit seiner geschlossenen Fassade. Ein Sockel mit Coiffeur und Arzt belebt die Peripherie, darüber liegen Mietwohnungen. Die beiden Bauten dahinter öffnen den Blick zur Deltaebene. Da wohnen Stockwerkeigentümer im Grünen. Die Wiese läuft bis an die Fassade, ohne Sitzplatz oder Gartenzaun. Der Park gehört allen.

Das Backsteinkleid wellt wie ein Stoff über die Geschosse. Buzzi hat das Material vom Nachbargebäude abgeleitet, erbaut 1962 von Rino Tami, einem Pionier der modernen Tessiner Architektur. «Auch ich verwende Ziegel», sagt Buzzi, «aber mit den Mitteln des 21. Jahrhunderts.» Ein Roboter der Ziegelei Keller hat das Kleid zusammengeleimt, programmiert hat es die Firma Rob. Es ist die bisher grösste Fassade, die mit der von Gramazio Kohler Architekten mitentwickelten Technik gemauert wurde. Auch zehn Jahre nach dem ersten Roboterschwenk ist die Konstruktion ein Experiment: Metallklammern halten die unterste Backsteinschicht, falls sich der Leim wider Erwarten lösen sollte. Möglich war das Fassadenabenteuer auch, da der Bauherr gleichzeitig der Bauingenieur war.

Die Verkleidung und die Öffnungen passen nicht genau übereinander, wie bei einem Pullover, der nicht gut sitzt. «Wir suchten das Zufällige, das Unerwartete», so Buzzi. Doch das Spiel bleibt zu zaghaft. Nur vor ein paar Bädern legt sich die Ziegelhaut über das Fenster, zu dunkel wäre es im Inneren geworden. Luftig, fast dekonstruktivistisch sind die Steine gefügt. An den Rändern franst das Kleid aus. Über dem Rasen hängt es in der Luft wie ein Schleier. Der Computer entmaterialisiert den Backstein, löst seine physische Schwere in virtuellen Übermut auf.

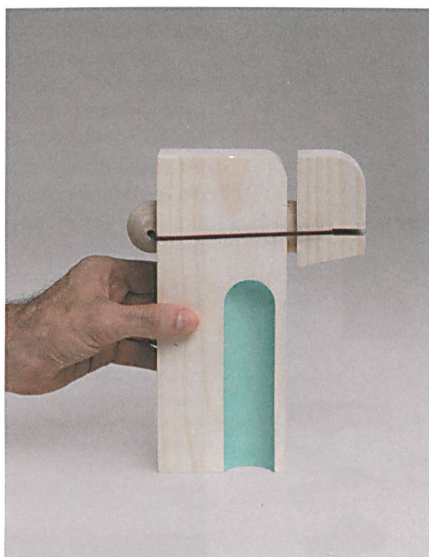
Bei den Eigentumswohnungen orientierte sich Buzzi am Typus einer Mailänder «villa a piano» mit jeweils einer Wohnung pro Geschoss. Entworfen hat er diese im Schnitt. Die Raumhöhe variiert zwischen 2,3 Metern in der Küche, 2,6 Metern im Schlafzimmer und 2,9 Metern im Wohnzimmer. So entsteht räumliche Vielfalt, von der Architekten seit Adolf Loos träumen, der aber meist die Ökonomie einen Strich durch die Rechnung macht. Andres Herzog, Fotos: Marcelo Villada

Wohnhäuser Le Stelle, 2015

Via Varenna 71, Locarno
 Bauherrschaft, Bauingenieur: Giuliano Anastasi, Locarno
 Architektur, Bauleitung:
 Buzzi studio d'architettura, Locarno
 Generalunternehmer: Garzoni, Lugano
 Fassadenbauer: Keller Systeme, Pfungen; Rob, Zürich;
 Ferroplan, Chur



Holzfiguren von Moritz Schmid für Atelier Pfister: Sie verändern ihren Charakter je nachdem, wie sie aufgestellt werden.



Ein Körper, ein Kopf, zwei Kugeln und ein Gummiband.

Nichts mit Augen

«Iselt» ist ein Exot unter den Tischen, Leuchten und Regalen der Atelier-Pfister-Kollektion. Ist es ein Büffel, eine Schildkröte? Designer Moritz Schmid hat Wesen entworfen, denen sich auf den ersten Blick keine genaue Gestalt zuordnen lässt. Ein figürliches Sammelobjekt zu entwerfen, war seine Aufgabe. «Ich wollte etwas Abstraktes schaffen, mit dem sich der Betrachter auseinandersetzen muss – nichts mit Augen», sagt er. Als Ausgangslage diente ihm ein Quader, dessen eine Ecke er abgerundet hat, um ihm zusätzlich Charakter zu verleihen.

Es sind sehr einfache und feine Details, die den Charakter der jeweiligen Figur bestimmen. Es sind dieselben Details, die es auch für die Konstruktion und den Zusammenhalt der Elemente braucht: zwei Kugeln, ein geschlitzter Einschnitt, Kerben, die an das Handwerk des Schnitzers erinnern, und ein dunkelrotes Gummiband, das die Elemente an ihrem Platz hält. Die Kugel passt in eine runde Aussparung und wird zum Kugelgelenk, sodass sich der Kopf auch leicht schief positionieren lässt. Schön ist auch die von Moritz Schmid gestaltete Verpackung aus braunem Wellkarton, in der die Einzelteile als Bausatz präsentiert liegen: «Damit will ich den Käufer mit seiner Aufgabe konfrontieren», sagt der Designer. Einmal zusammengebaut lassen sich die Tiere stehend oder liegend positionieren, es gibt kein Oben und Unten, Federn werden zu Zähnen und Haare zu einem Bart – je nach Phantasie. Es gibt drei Figuren in unterschiedlichen Höhen und Farben: altrosa, pastelltürkis und kieselgrau, auf einer Seite sind alle in gedecktem Weiss gespritzt.

Die Objekte werden aus Ahorn CNC-gefräst. Das helle, harte Holz wird nebst Linde oft in der Schnitzerei und Drechslerei verwendet. Die Maserung passt zu den Objekten. Mit Ausnahme der Farbakzente ist die Ahornoberfläche roh belassen. Der Familienbetrieb Trauffer im Berner Oberland produziert die Holzfiguren. In Hofstetten bei Brienz verlassen jedes Jahr 130 000 rot geschleckte Kühe die Werkstatt. Die gefleckte Kuh mit dem Glöcklein kennt jedes Kind. «Iselt» erinnert an eine Neuinterpretation dieser Holzkühe, und eigentlich finden wir es schade, wird sie nicht auch im Heimatwerk als neuzeitlicher Träger schweizerischer Traditionen in alle Welt verkauft. Lilia Glanzmann, Fotos: Rasmus Norlander

Holzfigur «Iselt», 2015

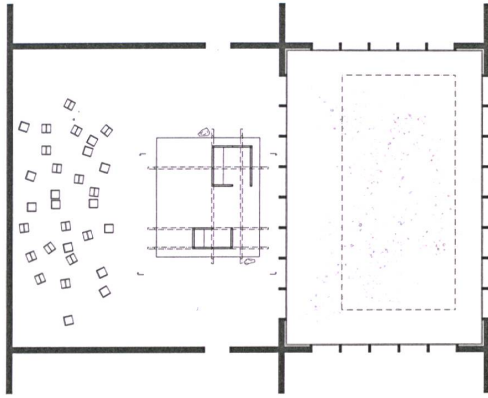
Design: Moritz Schmid, Zürich

Produktion: Trauffer Holzspielwaren, Hofstetten bei Brienz, für Atelier Pfister

Material: Ahorn

Bezug: Pfister-Filialen und www.pfister.ch

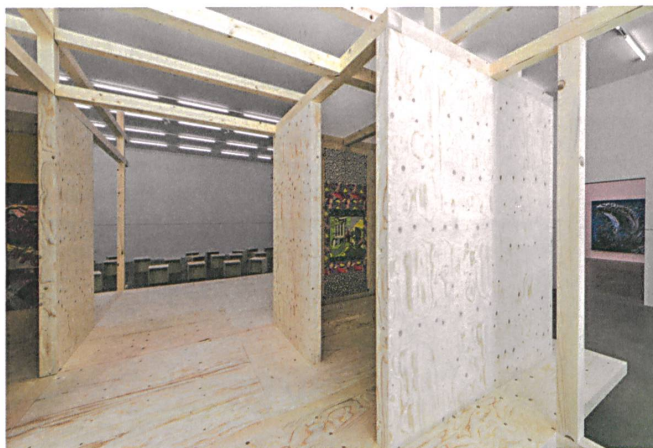
Preis und Masse: ab Fr. 59.95, in drei Grössen



Der Pavillon macht aus dem Ausstellungs- einen Veranstaltungsraum. Mit eingeplant ist die Arbeit «Soap Bubbles», die im Innenhof steht.



Die aus Fichtensperrholz gebaute Struktur im Kunsthaus Aarau skizziert ein japanisches Teehaus. Sie dient als Ausstellungsdisplay, aber auch als Bühne, vor der das Publikum auf einfach gezimmerten Hockern Platz nimmt.



In den Bildnischen sind Christian Marclays Bildrollen aus der Serie «Hanging Scrolls» (2011) zu sehen.

Ein Teehaus im Kunsthaus

Lautmalerei fasziniert den in Genf aufgewachsenen, in London und New York tätigen Künstler Christian Marclay. Der englischsprachige Comic mit seinen «Zooms, Splashes, Boinks» ist dabei Meister aller Klassen. Das trifft sich insofern gut, als Marclay in der Popkultur sein bevorzugtes Aktionsfeld findet. Eine Auswahl dieser Arbeiten zeigt derzeit das Kunsthaus Aarau. Doch was hat ein japanisches Teehaus damit zu tun? Mitten in den Ausstellungsräumen steht ein offener Pavillon, gezimmert aus Fichtensperrholz. Überdacht wird er von einer teilweise doppelt geführten Balkenstruktur. Man darf ihn von zwei Seiten betreten, die Stellen sind mit zwei Steinen markiert. Es handle sich um die Skizze eines Teehauses, präzisiert Gabrielle Hächler. Zusammen mit Andreas Fuhrmann hat sie den Pavillon im Dialog mit Christian Marclay entworfen. Das Thema war gegeben, ebenso die Anforderung, die Struktur als Display und als Bühne für Performances, Diskussionen und Teezeremonien nutzen zu können. Der Rest war ihnen überlassen.

In zwei Bildnischen, den traditionellen Tokonoma, ist Platz für je eine hochformatige Bildrolle, die ausgewechselt werden kann. Marclay erinnert mit der Wahl des Bildformats und seiner Platzierung daran, dass ein Klangereignis zeitlich begrenzt stattfindet. Denn Bildrollen werden nur zu bestimmten Gelegenheiten gezeigt – und wieder weggelegt. Was im Teehaus zur Kontemplation anregen soll, schlägt in Marclays Umsetzung freilich wie eine Bombe ein. «Wir setzten uns intensiv mit der japanischen Teezeremonie auseinander», erklärt Fuhrmann. Den Pavillon reduzierten sie auf das Wesentliche. So schlägt die Struktur die Brücke von Japan zum amerikanischen Minimalismus eines Donald Judd und ist doch in Aarau verankert: Die offene Struktur bezieht den Raum mit ein. Durch das Teehaus hindurch blickt man in den Innenhof. Dort ist Marclays Arbeit «Soap Bubbles» installiert, die unablässig Seifenblasen ausspuckt. Das unregelmässige Muster der Blasen korrespondiert mit den dunklen Astlöchern der Holzstruktur.

Fuhrmann Hächler teilen Marclays Interesse, Grenzen zu überschreiten und Fernliegendes miteinander zu verbinden. Statt auf Imitation setzen sie auf das Pop-Prinzip der Anverwandlung. Mit den entsprechenden Kollateralschäden: «Für die Teemeisterin, die wir kontaktierten, war es ein Gräuel zu sehen, dass die Besucherinnen und Besucher unser Teehaus mit den Schuhen betreten», sagt Gabrielle Hächler lachend. Meret Ernst, Fotos: René Rötheli

Teehaus

Kunsthaus Aarau, Aargauerplatz, Aarau
 Bauherrschaft: Kunsthaus Aarau
 Architektur: Fuhrmann Hächler, Zürich
 Holzarbeiten: Meienberger+ Egger, Münschwilen
 Budget: Fr. 30 000.–
 Ausstellung: «Christian Marclay. Action», bis 15. November



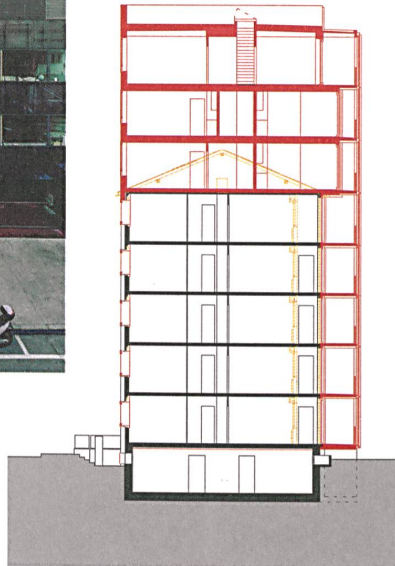
Aufgestocktes Wohnhaus in Genf. Der bronzen schimmernde Raster von Karim Noureldin gibt einen diskreten Hinweis auf die Grenze von Alt und Neu.



Eine ganzflächig verglaste Loggiaschicht prägt die Hofseite.



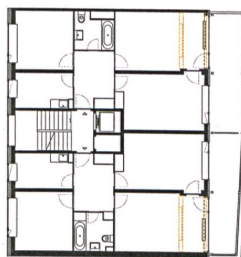
Offen auf der ganzen Breite: Wohnung im siebten Stock.



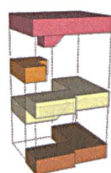
Querschnitt mit der Auszeichnung der abgebrochenen und neuen Teile.



Die Wohnung im siebten Stock belegt das ganze Geschoss.



Grundriss der bestehenden Wohnungen.



Wohnungsschema 5.-7. Obergeschoss.

Nicht bloss aufgestockt

Um die grassierende Wohnungsnot etwas zu lindern, vereinfacht das Genfer Baugesetz die Aufstockung von bestehenden Bauten. So war es möglich, ein fünfgeschossiges Haus, das seit 1958 geduckt an der Avenue du Sécheron stand, um drei Geschosse zu erhöhen, sodass es seine einst höheren Nachbarn noch etwas überragt.

Vier ineinander verschränkte Wohnungen fanden im neuen Volumen Platz: ein Studio, eine L-förmige Geschosswohnung, eine Maisonette und eine grossflächige, von unten erschlossene Geschosswohnung. Mit Ausnahme des Studios profitieren alle Wohnungen von einem südseitig vorgelagerten Wintergarten, der im Sommer einen attraktiven Aussenraum bietet und im Winter ein angenehmes Zwischenklima aufweist. Konstruiert ist die Aufstockung aus Stahl, einzig das Treppenhaus besteht aus Beton.

Anders als es sonst vielerorts zu beobachten ist, setzten Raphaël Nussbaumer Architectes die neuen Geschosse nicht einfach auf das bestehende Volumen, sondern sie gestalteten ein grundlegend neues Haus, bei dem der Schnitt zwischen Alt und Neu erst auf den zweiten Blick zu erkennen ist. Dabei blieb die bestehende Bau-substanz zwar weitgehend erhalten, verschwand jedoch hinter neuen Schichten: Strassenseitig erweiterten die Erdbebensicherung und die Wärmedämmung die Fassadenstärke, hofseitig erhielten auch die alten Wohnungen einen Wintergarten. Die bestehende kleine Loggia wurde zugunsten des einen Zimmers aufgehoben.

Um die tiefen Fensterlaibungen, wie sie bei nachträglicher Dämmung oft entstehen, zu vermeiden, sind die neuen Fenster der bestehenden Wohnungen aussen angeschlagen, sodass im Innern eine Abstellfläche entsteht. So liegen die Fenster des Altbaus und der Aufstockung in einer Ebene und verbinden sich trotz unterschiedlicher Formate zu einem neuen Ganzen. Ein Raster aus kupferfarbenen, glänzenden Streifen – ein Werk von Karim Noureldin – verbindet die beiden Teile zusätzlich. Es zeigt dem aufmerksamen Betrachter aber auch die Schnittstelle zwischen dem Bestand und der Aufstockung sowie die unterschiedlichen Wohnungsgrundrisse der oberen Geschosse. Hofseitig setzte Noureldin mit dem in kräftigem Magenta gehaltenen Anstrich der Balkonböden einen weiteren farblichen Akzent.

Wie in Genf üblich blieb das Haus während des Umbaus bewohnt. Zu den auf günstigen Wohnraum angewiesenen Mietern gesellten sich die kaufkräftigeren Mieter der oberen Geschosse – ein Sinnbild für das von der Gentrifizierung erfasste ehemalige Industriegebiet Sécheron. Werner Huber, Fotos: Joël Tettamanti

Aufstockung Wohnhaus, 2014
Avenue de Sécheron 9, Genf
Architektur: Raphaël Nussbaumer Architectes, Genf
Statik: Ingeni, Carouge
Kunst: Karim Noureldin, Lausanne